

*Philosophische Rundschau* 54, 2007, 273-277.

PHILIPPA FOOT: *Die Natur des Guten*. Frankfurt am Main 2004, Suhrkamp Verlag, 161 S.  
(Engl. Original: *Natural Goodness*. Oxford 2001, Clarendon Press, 125 S.)

Buchnotiz von Dr. Jacob Rosenthal, Universität Bonn

Der englische Titel des Buches bedeutet „Natürliches Gutsein“, „Das natürliche Gute“, „Das von Natur aus Gute“, „Natürliche Qualität“. Worum geht es? Foot möchte *erstens* zeigen, dass es eine unmittelbar natürliche Bedeutung der Begriffe „gut“ und „schlecht“ gibt. Entsprechende Werturteile sind aufgrund bestimmter naturgegebener Tatsachen objektiv wahr oder falsch. Diese Wertaussagen haben somit eine realistische und näherhin sogar naturalistische Semantik. Werte können auf natürliche Tatsachen zurückgeführt werden. Dieses natürliche Gut- bzw. Schlechtsein soll *zweitens* fundamental sein, d.h. alle anderen Werte sind, wie indirekt auch immer, darauf bezogen und haben es als Grundlage. Es bestimmt sich im Rekurs auf die einer Spezies gemäße Lebensform. In deren Verwirklichung besteht das gute oder gelungene Leben von Angehörigen dieser Spezies, ihr Gedeihen. Die Individuen können mit Blick darauf Qualitäten bzw. Defekte aufweisen. *Drittens* ist das moralische Gutsein eine Spielart des natürlichen Gutseins, und zwar eine, die das Wollen von Menschen: sein Zustandekommen und seinen Inhalt, betrifft. (Es gibt noch eine andere Art des natürlichen Gutseins des menschlichen Wollens, nämlich Klugheit im weitesten Sinne des Wortes.) Damit erhalten insbesondere moralische Urteile eine realistische und näherhin naturalistische Semantik. Ein moralisches Urteil ist objektiv wahr oder falsch aufgrund natürlicher, den Menschen betreffender Tatsachen. „Gut“ hat in seiner moralischen Verwendung keine Sonderbedeutung. *Viertens* bestimmt sich das praktische Vernünftigkeit vom natürlichen Gutsein her. Was ein Mensch zu tun Grund hat, was er oder sie tun sollte, welche Handlung richtig oder vernünftig ist, hängt eben davon ab, was einen im natürlichen Sinne guten Willen ausmacht. Dabei stehen moralische Handlungsgründe neben den sogenannten prudentiellen Gründen. Sie genießen keinen automatischen Vorrang. Die Entgegensetzung von moralischen und prudentiellen Erwägungen ist irreführend, genau wie die Entgegensetzung von moralischen und nicht-moralischen Tugenden. *Fünftens* hängt das Wohl („good“) des Vertreters einer Spezies davon ab, dass er die dieser Spezies gemäße Lebensform verwirklicht, und dazu gehört, dass er die Kriterien des natürlichen Gutseins („goodness“, in der deutschen Übersetzung: „Qualität“), die für Individuen dieser Spezies gelten, erfüllt. Insbesondere hängt das Wohl eines Menschen („human good“) wesentlich von dem Ausmaß der Realisierung der natürlichen Qualitäten von Menschen („human goodness“) ab. Dadurch ist *sechstens* ein Zusammenhang von Tugend oder Gutsein („goodness“) und Glück („happiness“) nahegelegt. Es gibt zwar verschiedene legitime Verwendungen von „Glück“, aber bei einer von ihnen bildet das Gutsein einen essentiellen Bestandteil des Glücks. Ein glücklicher Bösewicht ist danach eine begriffliche Unmöglichkeit. Günstige äußere Umstände braucht es für das Glück freilich auch, wie ja auch die Realisierung der einer Spezies gemäßen Lebensform immer auch von äußeren Umständen und nicht nur von den Qualitäten des Individuums abhängt.

So weit eine kurze Zusammenfassung der zentralen Thesen, die im folgenden ausführlicher erläutert werden. Sie entsprechen im wesentlichen den ersten sechs Kapiteln des Buches. Das siebte

und letzte Kapitel, über Immoralismus, ist systematisch weniger wichtig, und ich werde es im folgenden beiseite lassen.

Ad 1) Werte kommen durch Lebewesen in die Welt. Dies geschieht dadurch, dass man zunächst einmal nur von einem Lebewesen, aber auch von jedem Lebewesen, sagen kann, es gehe ihm gut oder schlecht, besser oder schlechter. Hierbei handelt es sich um Werturteile, die auf natürlichen Tatsachen beruhen und insofern objektiv wahr oder falsch sind.

Ad 2) Das Gedeihen oder gute Leben von Angehörigen einer Spezies besteht in dem Vollzug der Lebensform, die für diese Spezies charakteristisch ist. Sie bestimmt, welche Eigenschaften und Verhaltensweisen bei den Individuen normal und richtig sind und damit ihr natürliches Gutsein ausmachen. Das Wort „normal“ deutet hier nicht, zumindest nicht in erster Linie, ein statistisches Datum, sondern eine Norm an. Individuen, die diese Merkmale nicht oder in zu geringem Maße aufweisen, haben einen Defekt. Beispiele wären Adler, die keine scharfen Augen haben, Hirsche, die nicht schnell laufen können, Wölfe, die sich nicht oder nur halbherzig an der gemeinsamen Jagd im Rudel beteiligen, Bienen, die ihren Stockgenossinnen nicht durch Tanzen die Position des Nektars anzeigen usw. Es geht dabei um Merkmale, die im Lebenszyklus der jeweiligen Spezies eine wichtige Rolle spielen. Die „aristotelisch-kategorischen Aussagen“, die solche Merkmale festhalten, haben teleologischen Charakter. Sie können durch ein „um zu“ fortgesetzt werden, das die Funktion des jeweiligen Merkmals im Lebenszyklus der Spezies feststellt. Bei Tieren und Pflanzen steht dies letzten Endes immer im Kontext der Selbsterhaltung und Fortpflanzung; beim Menschen scheint eine vergleichbare Konkretion dagegen nicht möglich zu sein. Statt vom „natürlichen“ Gutsein spricht Foot auch vom „autonomen“ oder „intrinsischen“ Gutsein, das unmittelbar von der jeweiligen Lebensform bestimmt wird. Alle anderen Werte, z.B. das Gut- oder Schlechtsein von Artefakten, leiten sich davon ab und sind sekundärer oder instrumenteller Natur.

Ad 3) Unter den physischen und mentalen Defekten, die beim Menschen möglich sind, gibt es solche, die Handlungen und Handlungsabsichten, d.h. das menschliche Wollen betreffen. Wer bei seinen Entscheidungen nicht genug an seine Zukunft denkt, hat einen Defekt, ebenso der, auf dessen Versprechen man sich nicht verlassen kann. Die entsprechenden Qualitäten sind die Tugenden. Sie sind für die menschliche Lebensform essentiell. Vorausschauende Planung gehört ebenso dazu wie Verlässlichkeit. Diejenigen Tugenden, die die Kooperation von Menschen oder das Handeln zugunsten anderer betreffen, könnte man die moralischen nennen (Foot ist aber an der Abgrenzung nicht viel gelegen, dazu gleich). Es ist eine Tatsache der „Naturgeschichte“ des Menschen, dass das Leben der Menschen ohne moralische Handlungsweisen und die entsprechenden Einstellungen (die sozialen Tugenden) sehr viel schlechter oder ganz unmöglich wäre. Dasselbe gilt für selbstbezogene Tugenden wie vorausschauende Klugheit. Deshalb sind es natürliche Normen, dass Menschen ihre Versprechen halten bzw. für die Zukunft planen, diese Verhaltensweisen sind von Natur aus gut, und die entsprechenden Einstellungen machen das natürliche Gutsein des Menschen im Bereich des Wollens aus. Das Wort „gut“ verweist also auch in diesen wollensbezogenen Kontexten letztlich auf gewisse (komplexe) naturgegebene Tatsachen.

Ad 4) Welche Handlungen vernünftig sind, was jemand zu tun Grund hat, was eine Person tun sollte, kurz: das gesamte Feld der praktischen Rationalität, wird von diesem natürlichen Gutsein von Menschen im Bereich des Wollens bestimmt. Es ist nicht so, als gäbe es eine unabhängige

Theorie praktischer Rationalität und als müssten die moralischen Handlungen darin erst ihren Platz finden, indem man sich zu zeigen bemüht, dass sie stets oder meistens vernünftig sind. Sondern, was vernünftig ist, was zu tun ist, was getan werden sollte, bemisst sich eben daran, was von Natur aus gut ist. Damit hat man eine einfache Antwort auf den Skeptiker, der fragt, wieso er moralisch sein sollte: dies ist eine begriffliche Wahrheit. (Sie wird, wie Foot zugesteht, den Skeptiker nicht zufrieden stellen, weil sie sich nicht auf seine Wünsche bezieht.) Da das natürliche wollensbezogene Gutsein des Menschen nicht nur moralische, sondern auch prudentielle Aspekte hat, gibt es natürlich auch entsprechende prudentielle Handlungsgründe. Foot misst der Unterscheidung moralisch–prudentiell keine grundlegende Bedeutung bei, weder bei den Handlungsgründen noch bei den Tugenden. Wenn man will, kann man sie machen, sie bedeutet dann so etwas wie „auf fremdes Wohl bezogen“ versus „auf das eigene Wohl bezogen“. Aber diese Trennlinie ist keine klare, „gut“, „Tugend“ usw. bedeuten in jedem Fall dasselbe, und was wir moralische Gründe nennen, hat keinen Vorrang vor eigeninteressierten Motiven. Dementsprechend spielt der Pflichtbegriff bei Foot keine Rolle. Sie verweist in diesem Zusammenhang auch darauf, dass im Englischen die Wörter „ought to“ und „should“ nahezu austauschbar sind.

Ad 5) und 6) Foot versucht sich an einer Engführung von „goodness“ (Gutsein, gute Beschaffenheit) und „good“ (Wohlergehen, gute Befindlichkeit), zunächst bei Tieren und Pflanzen. Durch die Lebensform einer Spezies sind die Kriterien für das natürliche Gutsein ihrer Angehörigen gegeben. Foot zufolge gilt aber nicht nur, dass ein Mitglied der Spezies gut *ist*, wenn es diese Kriterien erfüllt, sondern es *steht* dann auch gut um es, sein Wohl besteht also in seinem Gutsein: „the instantiation of the life form of its species [...] counts as the good of a living thing“ (Foot 2001, S. 92; deutsch S. 123). Foot spricht in diesem Fall auch vom „Gedeihen“ (flourishing) des jeweiligen Lebewesens. Damit ist sofort auch eine Verbindung von Gutsein und Glück (happiness) nahegelegt. Im Kontext des *menschlichen* Lebens sieht Foot diese Zusammenhänge als problematischer an, ohne von ihnen lassen zu wollen. Ihr zufolge gibt es, durchaus auch in unserem normalen Sprachgebrauch, *ein* Verständnis von „Glück“, das der aristotelischen *eudaimonia* nahe kommt und dessen Kern oder jedenfalls unverzichtbarer Bestandteil das Gutsein ist. An anderen Stellen sagt sie freilich umgekehrt, dass sich „human goodness“ von „human good“ her bestimmt, wie es auch in der Logik ihrer Konzeption liegt: „To determine what is goodness and what defect of character, disposition, and choice, we must consider what human good is“ (Foot 2001, S. 51; deutsch S. 75).

Nach dieser Darstellung der Footschen Konzeption möchte ich verschiedene Schwierigkeiten benennen, von denen einige auf weiteren Klärungsbedarf verweisen, andere aber Kritik an der Grundidee darstellen.

a) Die Engführung von Gutsein (goodness) und Wohl (good) ist wenig plausibel. Man kann wohl sagen, ein Trittbrett fahrender Wolf, der sich nicht richtig an der Jagd beteiligt, durchaus aber am anschließenden Fressen, habe einen Verhaltensdefekt und sei in diesem Sinne ein schlechter Wolf. Man kann aber kaum sagen, es ginge ihm schlecht, oder um ihn stehe es schlecht – das hängt davon ab, ob er gesund und wohlgenährt ist und vielleicht außerdem davon, ob er sich fortpflanzen kann. Es ist unmöglich, von einem erfolgreich Trittbrett fahrenden und entsprechend gut genährten

Wolf mit zahlreichen Nachkommen zu sagen, es ginge ihm schlecht. Den anderen Rudelmitgliedern geht es durch sein Verhalten schlechter, aber ihm bestimmt nicht.

b) Das Beispiel verweist auf eine grundsätzliche Schwierigkeit der Footschen Konzeption. Es ist systematisch unklar, um wessen Gedeihen oder Wohl oder gutes Leben es letztlich geht. Aussagen wie „it is necessary for wolves to hunt in packs“ (Foot 2001, S. 15; deutsch S. 31) lassen sich nur auf die gesamte Spezies oder ein Rudel, nicht aber auf ein Individuum beziehen. Sicherlich müssen Wölfe gemeinsam jagen: tun „sie“ es nicht, dann geht das Rudel zugrunde oder die Spezies stirbt aus. Schlecht für das Rudel bzw. die Art! – so könnte man sagen, allerdings in einer uneigentlichen Verwendung des Wortes „schlecht“, von der sich Foot ausdrücklich distanziert (Foot 2001, S. 32, Fußnote 10; deutsch S. 52). Ist aber der Bezugspunkt das Wohl oder gute Leben des Individuums, dann folgt aus Aussagen wie „it is necessary for wolves to hunt in packs“ erst einmal nichts. Das ist gerade der Witz an unkooperativem Verhalten: Schlecht für die Gemeinschaft, kann es doch gut für den Einzelnen sein (zumal wenn alles auf Selbsterhaltung und Fortpflanzung ausgerichtet ist). Die Problematik lässt sich noch schärfer beleuchten durch aristotelisch-kategorische Aussagen wie „Löwenmännchen beteiligen sich nicht an der Jagd, fressen aber die besten Beutestücke, um Kräfte zu sparen, unter anderem für die Fortpflanzung.“ oder „Ein Löwenmännchen, das ein Rudel im Kampf gewinnt, tötet die Jungen seines Vorgängers, damit die Weibchen schneller von ihm schwanger werden können.“ Wäre also ein Löwenmännchen, das sich an der Jagd beteiligte oder die Jungen seines Vorgängers leben ließe, ein schlechter Löwe, hätte es Verhaltensdefekte? Woran bemisst sich das Gutsein eines Löwenmännchens, wessen „Gedeihen“ ist hier der Bezugspunkt: das des Löwenmännchens – das der Weibchen, die auf die Jagd gehen und deren Kinder ab und zu von neuen Patriarchen getötet werden – das ihrer Jungen – das des Rudels – oder das der Spezies „Löwe“ insgesamt?

c) Damit gerät die Einordnung des moralischen Gutseins in das sonstige natürliche Gutsein in Gefahr. Gute Augen, schnelle Beine, ein scharfer Verstand, Antizipationsfähigkeit usw. sind eben zunächst einmal vorteilhaft für ihren Besitzer, sichern dessen Gedeihen und, wenn es denn darauf ankommt, sein Überleben und seine Fortpflanzung. Ganz anders bei moralischen Tugenden, die zunächst einmal anderen zugute kommen. Eben diese Tatsache provoziert auch die Nachfrage des Skeptikers: „Warum moralisch sein?“. Foot gleitet über diese Schwierigkeit hinweg, der Punkt ist aber für die Analogisierung eines moralisch guten Charakters mit guten Augen oder einem scharfen Verstand essentiell. Dadurch, dass Foot nur bei Individuen, aber nicht bei Kollektiven, von „Gedeihen“ oder „gutem Leben“ sprechen will, scheint sie die Möglichkeit, das moralische Gutsein als Spielart des natürlichen Gutseins zu verstehen, eher zu blockieren.

d) Was tritt beim Menschen eigentlich an die Stelle von Selbsterhaltung und Fortpflanzung bzw. ergänzt diese Ziele, und warum? Foot möchte nicht sagen, dass Menschen, die sich nicht fortpflanzen (wollen), einen Defekt haben. In Bezug auf den Menschen wird ihre Konzeption durch das Fehlen der klaren Vorgaben „Selbsterhaltung“ und „Fortpflanzung“ bzw. deren Ergänzung durch etwas, das sie nicht thematisiert, diffus.

e) Es ist insgesamt unklar, ob Foot „goodness“ (Gutsein, Qualität) von „good“ (Wohl) her bestimmt oder umgekehrt. Welcher Begriff leistet die Führungsarbeit? Steht zuerst, als natürliche Tatsache, fest, worin das Wohl, oder das Gedeihen, oder das gute Leben (der Angehörigen) einer Spezies besteht, und bestimmt sich von daher, was Vorzüge und Defekte bei diesen Individuen

sind? Das würde in der Logik der Footschen Konzeption liegen, und sie spricht auch oft so. Sie scheint aber auch manchmal umgekehrt vorzugehen, und aus der charakteristischen Lebensform einer Spezies Kriterien für das Gutsein ihrer Angehörigen abzuleiten, um dann erst deren Wohl mit Blick auf dieses Gutsein zu definieren. Insbesondere dort, wo sie menschliches Wohl und menschliches Glück diskutiert, scheint das die Argumentationsrichtung zu sein.

f) Die Idee des natürlichen Gutseins ist ungeeignet, mit skeptischen Nachfragen umzugehen, die andeuten, dass jemand überlegt, ob er sich seiner Natur oder der Natur seiner Spezies oder Lebensform gemäß verhalten soll oder nicht. Die Fähigkeit, nach Gründen zu fragen und Gründe zu nennen, scheint das Tableau stark zu verändern. Wer fragt, warum er sich z.B. aufopfern sollte – zur charakteristischen Lebensform einer Spezies können weitgehende Opfer des Einzelnen ja selbstverständlich gehören – dem wird man mehr sagen müssen als „Das ist es eben, worin das Gutsein in deinem Falle besteht, was durch unsere Lebensform vorgegeben ist, und was für dich zu tun demzufolge das einzig Richtige und Vernünftige ist.“ Durch das Fragen nach Gründen kann man sich insbesondere eben auch von seiner Lebensform distanzieren und diese in Frage stellen.

g) Der Begriff der Spezies spielt in Foots Konzeption eine entscheidende Rolle. Was ist eine Spezies? Die Beispiele aus dem Tier- und Pflanzenreich lassen an einen biologischen Artbegriff denken, tatsächlich scheint aber eher die geteilte „Lebensform“ das entscheidende Merkmal zu sein (Foot 2001, S. 15, Fußnote 14; deutsch S. 32). Was ist aber eine Lebensform? Und findet man unter Menschen (der biologischen Art *homo sapiens*) nur eine oder mehrere Lebensformen vor, und warum?

h) Es ist bemerkenswert, dass Foot eine Konzeption vom Gutsein und davon, wie ein Lebewesen sein sollte, anbietet, der zufolge jeder evolutionäre Fortschritt von defekten Lebewesen initiiert wird, von Individuen, die aufgrund von Mutationen gerade nicht so sind, wie sie sein sollten. Denken wir an einen Hirsch, der relativ langsam, aber intelligenter wäre und dadurch insgesamt besser überleben und mehr Nachkommen haben könnte. Als Hirsch Foot zufolge „defekt“, würde er den Übergang zu einer neuen Art oder eine Veränderung der Spezies „Hirsch“ und ihrer Lebensform markieren. Wieso sollte man hier eigentlich nicht von „Verbesserung“ sprechen?

Die Vorzüge der Footschen Konzeption liegen zum einen darin, dass sie eine einheitliche Theorie des Gutseins aufstellen, bzw. dem Begriff des Guten eine einheitliche Bedeutung bewahren will, in die sich das moralisch Gute als Spezialfall einordnen lässt, und zum anderen darin, dass sie einen moralischen und allgemeiner einen Werterealismus nicht lediglich postuliert, sondern zu substantiieren versucht. Man kann bei ihr *sehen*, woher die objektiven Werte kommen sollen, und mit Einschränkungen auch, warum es diese und keine anderen sind. Von ihrer Grundidee ausgehend erschließt sie in konziser und meistens übersichtlicher Weise weitere zentrale Begriffe der praktischen Philosophie: Norm, praktische Rationalität, Glück, Wohlergehen. Derart entsteht auf relativ kleinem Raum eine praktisch-philosophische Gesamtperspektive. Aber die skizzierten Kritikpunkte stellen die Haltbarkeit der Konzeption doch sehr in Frage.